

GAVIN EXTENCE

GRATIS Leseprobe
MIT GEWINNSPIEL

DAS
UNERHÖRTE
LEBEN DES
ALEX WOODS

oder warum das Universum
keinen Plan hat

ROMAN



blanvalet

LESEN & GEWINNEN

Lesen Sie die Leseprobe und beantworten Sie folgende Frage:

WIE HEIßT DER PROTAGONIST MIT VOLLEM NAMEN?

1. PREIS:

Ein Wochenende für zwei Personen
(Übernachtung mit Frühstück) in den
Hollerhöfen in Waldeck bei Kemnath



WWW.HOLLERHOEFE.DE



2. - 10. PREIS:

je eine Ausgabe von Gavin Extence,
Das unerhörte Leben des Alex Woods

Senden Sie die Antwort mit Stichwort: *Gewinnspiel Extence an blanvalet@gewinnspiel.de* und mit etwas Glück gewinnen Sie einen der ausgelobten Preise. **Einsendeschluss:** 31.10.2016. Die Gewinner werden schriftlich benachrichtigt. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.


1

ENTENDER

Sie griffen mich in Dover auf, als ich wieder einreisen wollte. Ich hatte schon irgendwie damit gerechnet, aber trotzdem war es ein Schock, als die Schranke unten blieb. Es ist komisch, wie sich manche Dinge entwickeln. Nachdem ich so weit gekommen war, hatte ich gehofft, dass ich es unbehelligt bis nach Hause schaffen würde. Es wäre schön gewesen, wenn ich meiner Mutter alles hätte erklären können. Bevor sich andere Leute einmischen konnten.

Es war ein Uhr morgens. Ich hatte Mr. Petersons Wagen vor das Häuschen mit der Aufschrift »Nichts zu verzollen« gefahren, wo ein einzelner Beamter Dienst hatte. Er schaute aus dem Fenster des Zollhäuschens, dabei hatte er sein Gewicht auf die Ellbogen gestützt, die auf der Ablage ruhten, und das Kinn auf die Hände gelegt. Es sah so aus, als würde er ohne den Halt der Holzablage jeden Moment wie ein Sack Kartoffeln zu Boden sinken. Er hatte Nachtschicht – die Friedhofsschicht –, und das bedeutete tödliche Langeweile von Sonnenuntergang bis zum Morgengrauen. Ein paar Herzschräge lang wirkte dieser Zollbeamte, als ob ihm die Willenskraft fehlte, auch nur die Augäpfel zu bewegen und meinen Ausweis zu begutachten. Doch dieser Moment

3




ging vorbei. Sein Blick wanderte, seine Augen weiteten sich. Er bedeutete mir zu warten und sprach in sein Funkgerät. Alle Müdigkeit war von ihm gewichen. In diesem Augenblick wusste ich es. Später fand ich heraus, dass mein Bild an jeden größeren Hafen zwischen Aberdeen und Plymouth geschickt worden war. Die Suchmeldungen im Fernsehen taten ihr Übriges. Ich hatte nicht den Hauch einer Chance.

An das, was als Nächstes geschah, kann ich mich nur noch verschwommen erinnern, aber ich bemühe mich, die Ereignisse so gut es geht zu beschreiben.

Die Seitentür des Zollhäuschens schwang auf, und im selben Moment spülte ein Duft von Flieder über mich hinweg, als stünde ich in einem blühenden Garten. Es kam ganz plötzlich, und ich wusste sofort, dass ich mich unbedingt konzentrieren musste, um in der Gegenwart zu bleiben. Im Nachhinein betrachtet, hatte sich ein solcher Vorfall schon eine ganze Weile angekündigt. Man muss bedenken, dass ich mehrere Tage kaum geschlafen hatte, und fehlende Nachtruhe war schon immer ein Auslöser gewesen. Stress ist ein weiterer.

Ich starrte stur geradeaus und konzentrierte mich. Ich konzentrierte mich auf die Scheibenwischer, die von rechts nach links schwangen. Ich versuchte, meine Atemzüge zu zählen, aber als ich bei fünf angelangt war, wurde mir klar, dass es nicht ausreichte. Alles verschwamm vor meinen Augen; die Zeit verlangsamte sich. Ich hatte keine andere


Wahl: Ich drehte die Anlage im Auto voll auf. Händels *Messias* durchflutete den Wagen; der Chor sang sein Halleluja so laut, dass der Auspuff vibrierte. Ich hatte das nicht geplant. Wenn ich Zeit gehabt hätte, um mich vorzubereiten, hätte ich etwas Einfacheres und Ruhigeres gewählt. Chopins Nocturnes oder eine Cellosuite von Bach vielleicht. Aber seit Zürich hatte ich mich systematisch durch Mr. Petersons CD-Kollektion gearbeitet, und es war reiner Zufall, dass genau in diesem Moment der Chor das Halleluja aus Händels *Messias* schmetterte. Als würde das Schicksal mir eine lange Nase zeigen. Natürlich gereichte mir dieser Umstand später nicht zum Vorteil. Der Zollbeamte erstattete der Polizei einen ausführlichen Bericht, in dem er behauptete, dass ich mich lange Zeit der Festnahme verweigert hätte, dass ich einfach nur »dasaß und in die Nacht starrte, während diese religiöse Musik auf voller Lautstärke dröhnte. Er sah aus wie der Engel des Todes oder so etwas Ähnliches.« Vermutlich haben Sie dieses Zitat schon gelesen. Es stand in allen Zeitungen. Die lieben solche saftigen Details. Aber Sie müssen verstehen, dass ich zu dem Zeitpunkt einfach keine andere Wahl hatte. Ich konnte den Zollbeamten am Rande meines Blickfelds wahrnehmen, wie er mit krummem Rücken in seiner gelben Signalweste neben meinem Fenster stand, aber ich zwang mich, ihn zu ignorieren. Er leuchtete mit seiner Taschenlampe in meine Augen, aber auch das ignorierte ich.



Ich starrte nur geradeaus und konzentrierte mich auf die Musik. Das war mein Anker. Der Flieder war immer noch da und tat sein Möglichstes, um mich abzulenken. Die Alpen schoben sich in meinen Sinn – zerklüftete, mit Eis bekränzte Erinnerungen, so spitz wie Nadeln. Ich wickelte sie in Musik ein. Ich redete mir ein, dass es nichts gäbe außer der Musik – rein gar nichts. Es gab nichts außer den Geigen und dem Schlagzeug und den Trompeten und diesen unzähligen Stimmen, die Gottes Lob sangen. Rückblickend betrachtet ist mir klar, wie verdächtig ich gewirkt haben muss, wie ich so dasaß mit ausdruckslosen Augen, gebadet in eine Musik, mit der man die Toten hätte aufwecken können. Vermutlich hörte es sich so an, als ob das gesamte Londoner Sinfonieorchester auf meinem Rücksitz Platz genommen hätte. Aber was soll man machen? Wenn man es mit einer derart heftigen Aura zu tun bekommt, hat man keine Möglichkeit, allein damit fertigzuwerden. Um ehrlich zu sein, gab es mehrere Momente, wo ich am Abgrund stand. Ich war nur eine Haaresbreite von einem Anfall entfernt.

Aber nach einer Weile ebte die Krise ab. Etwas in mir rutschte wieder an seinen Platz. Mit war undeutlich bewusst, dass der Strahl der Taschenlampe weitergewandert war. Er war nun starr auf etwas gerichtet, das ungefähr vierzig Zentimeter links neben mir sein musste, aber ich war in diesem Moment noch zu erschöpft und erkannte nicht, was es

war. Erst später fiel mir wieder ein, dass sich Mr. Peterson noch immer auf dem Beifahrersitz befand. Ich hatte nicht daran gedacht, ihn woanders unterzubringen. Die Sekunden tickten vorbei, und irgendwann bewegte sich der Schein der Taschenlampe und verschwand aus dem Wageninneren. Ich schaffte es, meinen Kopf um fünfundvierzig Grad zu drehen, und sah, dass der Zollbeamte wieder in sein Funkgerät sprach. Mittlerweile war er putzmunter und erkennbar erregt. Dann klopfte er mit der Taschenlampe gegen die Seitenscheibe und gestikuliert, ich solle das Fenster öffnen. Ich kann mich nicht daran erinnern, den elektrischen Fensterheber bedient zu haben, aber so muss es gewesen sein, denn ich erinnere mich an den Schwall kalter, feuchter Luft, der hereinzog, als die Scheibe nach unten glitt. Der Mund des Zollbeamten bewegte sich; er sagte etwas, aber ich verstand nicht, was es war. Das Nächste, was ich weiß, ist, dass er durchs offene Fenster griff und die Zündung ausschaltete. Der Motor erstarb, und eine Sekunde später verklang das letzte Halleluja in der Nachtluft. Ich hörte das leise Zischen des Nieselregens auf dem Asphalt, das langsam die Stille ausfüllte, als löse sich die Realität in Säure auf. Der Zollbeamte sagte wieder etwas und wedelte mit seinen Armen. Er vollführte merkwürdige, wackelige Bewegungen, aber mein Gehirn war nicht in der Lage, irgendetwas von dem, was er sagte oder tat, zu decodieren. Denn da war etwas anderes, was mich beschäftigte –



ein Gedanke, der sich mühsam den Weg ans Licht bahnte. Es dauerte eine halbe Ewigkeit, bis ich meine Gedanken zu Worten organisiert hatte, und als ich schließlich da angekommen war, wo ich hinwollte, sagte ich Folgendes: »Sir, ich muss Ihnen mitteilen, dass ich nicht länger in der Lage bin, ein Fahrzeug zu führen. Ich fürchte, Sie müssen sich jemand anderen suchen, der den Wagen wegfährt.«

Aus irgendeinem Grund schien dem Zollbeamten die Luft wegzubleiben. Auf seinem Gesicht zeigte sich eine ganze Reihe von seltsamen Ausdrücken, und dann stand er eine Zeit lang nur mit offenem Mund da. Wenn ich mit offenem Mund dagestanden hätte, hätte man mich für sehr unhöflich gehalten, aber ich glaube nicht, dass es der Mühe wert ist, sich über solche Dinge aufzuregen. Und so wartete ich einfach ab. Ich hatte gesagt, was gesagt werden musste, und es hatte mich verhältnismäßig große Mühe gekostet. Es machte mir nichts aus, geduldig zu sein.

Nachdem er seine Atemwege freigeräuspert hatte, befahl mir der Zollbeamte, aus dem Wagen zu steigen und mit ihm zu kommen. Und zwar sofort. Aber in dem Augenblick, in dem er das sagte, merkte ich, dass ich noch nicht bereit war, mich vom Fleck zu bewegen. Meine Hände umklammerten noch immer mit weißen Knöcheln das Lenkrad, und sie machten keinerlei Anstalten, ihren Griff zu lockern. Ich bat ihn, er möge noch einen Moment warten.


»Freundchen«, sagte der Zollbeamte, »du wirst jetzt sofort mitkommen.«

Ich schaute zu Mr. Peterson. »Freundchen« genannt zu werden, war kein gutes Zeichen. Es sah ganz so aus, als ob ich in einem überdimensionalen Haufen Scheiße hockte.

Meine Hände lösten sich vom Lenkrad.

Es gelang mir, aus dem Wagen zu steigen. Ich schwankte und lehnte mich ein paar Sekunden lang gegen die Karosserie. Der Zollbeamte versuchte, mich zum Mitkommen zu bewegen, aber ich machte ihm klar, dass er warten müsse, bis ich meine Füße wiedergefunden hatte, es sei denn, er wolle mich tragen. Der Nieselregen stach in die nackte Haut auf meinem Nacken und meinem Gesicht, und kleine Tränen aus Regen sammelten sich auf meiner Kleidung. Ich merkte, wie sich meine Sinne wieder einfanden und an ihren richtigen Platz zurückkehrten. Ich fragte, seit wann es regnete. Der Zollbeamte schaute mich an, ohne etwas zu sagen. Sein Blick zeigte deutlich, dass er an Geplauder nicht interessiert war.

Ein Streifenwagen kam, und man brachte mich zu einem Zimmer in der Polizeiwache von Dover, das man Gesprächszimmer C nannte. Aber vorher musste ich in einem kleinen Container im Zentrum der Hafenanlage warten. Ich musste lange warten. Ich bekam jede Menge Beamte von der Hafenbehörde zu Gesicht, aber niemand redete mit mir. Sie




gaben mir bloß diese knappen Anweisungen, die meistens nur aus zwei Wörtern bestanden, wie »Warte hier« und »Nicht bewegen«, oder sie sagten mir, was als Nächstes mit mir passieren würde, wie ein Chor in einem antiken griechischen Drama. Und nach jeder Äußerung fragten sie nach, ob ich sie verstanden hätte, als ob ich ein Schwachkopf wäre. Aber vermutlich wirkte ich so auf sie. Ich weiß es nicht. Ich hatte mich immer noch nicht von meinem Anfall erholt. Ich war müde, meine Koordination glich der eines Betrunkenen, und insgesamt fühlte ich mich ziemlich abwesend, als wäre mein Kopf in Watte eingewickelt. Ich hatte Durst, aber ich wollte nicht fragen, ob irgendwo ein Getränkeautomat stand, weil sie sonst vielleicht dachten, ich wollte abhauen. Wenn man in Schwierigkeiten steckt, reicht schon eine einfache, völlig berechnete Frage, um einen in noch mehr Schwierigkeiten zu bringen. Vielleicht haben Sie diese Erfahrung auch schon gemacht. Ich weiß nicht, warum das so ist. Man könnte fast meinen, dass man eine unsichtbare Linie überschritten hat, und plötzlich erscheint den Leuten das Vorhandensein ganz alltäglicher Dinge wie Getränkeautomaten und Cola light als etwas Ungeheuerliches. Möglicherweise werden einige Situationen als derart gravierend betrachtet, dass man sie nicht mit kohlen säurehaltigen Getränken trivialisieren will.

Auf jeden Fall kam irgendwann die Streife und brachte mich zum Gesprächszimmer C, wo sich meine Lage nicht im

Mindesten verbesserte. Das Gesprächszimmer C war kaum größer als ein Wandschrank und nur mit dem Nötigsten ausgestattet. Die Wände und der Boden waren nackt. In der Mitte stand ein rechteckiger Tisch mit vier Plastikstühlen, und hoch oben in der rückseitigen Wand befand sich ein Fenster, das aber nicht so aussah, als ob man es öffnen könnte. An der Decke hing ein Feuermelder und in einer Ecke eine Überwachungskamera. Das war alles. Es gab nicht einmal eine Uhr.

Ich wurde angewiesen, mich zu setzen, und dann ließ man mich allein. Die Zeit kam mir endlos lang vor. Ich denke, das war vermutlich Absicht, damit ich unruhig und nervös wurde, aber ich habe keine Beweise für meine Vermutung. Glücklicherweise macht mir das Alleinsein nichts aus; ich fühle mich wohl mit mir selbst und kann mich gut beschäftigen. Ich kenne mindestens eine Million verschiedener Übungen, um ruhig und konzentriert zu bleiben.

Wenn man müde ist, aber wach bleiben muss, braucht man etwas Kniffliges, um die Gedanken zu beschäftigen. Daher konjugierte ich unregelmäßige spanische Verben, angefangen mit dem Präsens und dann immer weiter durch die Zeiten. Ich sprach sie nicht laut aus, wegen der Überwachungskamera, sondern sagte sie im Stillen auf, dabei bemühte ich mich, die Betonung und die Aussprache in Gedanken korrekt wiederzugeben. Ich war gerade bei *entiendas*, dem Konjunktiv Präsens der zweiten Person Singular von *entender*



(verstehen), als sich die Tür öffnete und zwei Polizisten hereinkamen. Einer war der Beamte, der mich am Hafen abgeholt hatte. Er hatte ein Klemmbrett dabei, auf dem sich einige Blätter Papier befanden. Den anderen Polizisten hatte ich noch nie gesehen. Beide sahen nicht erfreut aus.

»Guten Morgen, Alex«, sagte der Polizist, den ich nicht kannte. »Ich bin Chief Inspector Hearse. Deputy Inspector Cunningham hast du ja schon kennengelernt.«

»Ja«, sagte ich. »Hallo.«

Ich werde Sie nicht mit einer ausführlichen Beschreibung von Chief Inspector Hearse oder Deputy Inspector Cunningham langweilen. Mr. Treadstone, mein alter Englischlehrer, hat immer gesagt, wenn man über eine Person schreibt, muss man nicht jedes Detail bezüglich dieser Person erwähnen. Stattdessen soll man sich ein charakteristisches Merkmal herauspicken, das es dem Leser ermöglicht, sich diese Figur vorzustellen. Chief Inspector Hearse hatte ein Muttermal von der Größe einer Fünfpennemünze auf der rechten Wange. Deputy Inspector Cunningham trug die glänzendsten Schuhe, die ich je gesehen hatte.

Sie setzten sich mir gegenüber und wiesen mich an, ebenfalls Platz zu nehmen. Erst da wurde mir bewusst, dass ich aufgestanden war, als sie den Raum betreten hatten. Das lernte man in meiner Schule – aufzustehen, wenn ein Erwachsener das Zimmer betritt. Eigentlich sollte es eine

Respektsbezeugung sein, aber nach einer Weile tat man es, ohne nachzudenken.

Sie betrachteten mich eine Zeit lang wortlos. Ich wollte wegschauen, aber das hätte vielleicht unhöflich gewirkt, und deshalb starrte ich sie an, so wie sie mich anstarrten, und wartete.

»Weißt du, Alex«, sagte Chief Inspector Hearse schließlich, »du hast in der letzten Woche für ziemliche Aufregung gesorgt. Du bist regelrecht berühmt geworden ...«

Die Richtung, in die dieses Gespräch lief, gefiel mir gar nicht. Ich hatte keine Ahnung, was sie von mir erwarteten. Auf manche Bemerkungen gibt es einfach keine passende Antwort, also hielt ich den Mund. Dann zuckte ich mit den Schultern, was ziemlich ungeschickt wirkte, aber in einer solchen Lage nichts zu tun, ist fast unmöglich.

Chief Inspector Hearse kratzte sich das Muttermal. Dann sagte er: »Dir ist doch klar, dass du in großen Schwierigkeiten steckst, oder?«

Das mochte als Frage gemeint sein, konnte aber genauso gut eine reine Tatsachenbehauptung sein. Ich nickte trotzdem, nur für alle Fälle.

»Und weißt du auch, warum du in Schwierigkeiten steckst?«

»Ja. Ich denke schon.«

»Und dir ist klar, wie ernst die Lage ist?«